

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 37

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

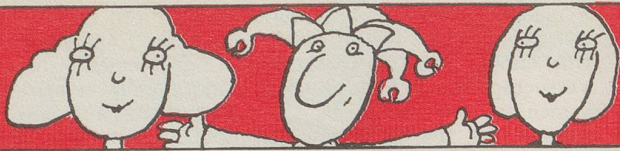
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Freue sich, wer kann!

Lächelnde Gesichter, ein strahlender Energieminister, Pauken und Trompeten – vielleicht, Fahnen – sehr wahrscheinlich, Gratulationen und Ansprachen voll inbrünstigen Fortschrittsglaubens – todsicher: das A-Werk in Gös-gen wird eingeweiht.

Es gibt Schweizer Bürger, die sich fragen, wo nun eigentlich der Grund zur Freude liegt. Nachdem sich nämlich innert Jahresfrist aus der Eternitverkleidung der Kühltürme 20 Tonnen Asbest in Partikeln losgelöst und in die Atmosphäre abgesetzt haben. Asbest, ein faseriges Mineral, nun in mikroskopischen Teilchen in der Luft, kann über die Atmungswege die Krankheit Asbestose bewirken, die der Staublung gleichzusetzen ist. Ein Langzeitschaden also, und nicht heilbar, zumal man ihn erst Jahre nach der Gefährdung entdeckt.

Wer glaubt, ich sei die Märchentante, den muss ich enttäuschen. Am 23. Juni meldete die Tagespresse eine Lawine von mehr als 10 000 Prozessen in den USA, die die Existenz der gesamten Asbestindustrie bedroht. 25 000 geschädigte Frauen und Männer traten als Kläger auf. Der Schadenersatz dürfte gesamthaft eine Milliarde Dollar übersteigen.

Doch das sind Randerscheinungen. In erster Linie geht es um die Atomkraft. Gefeierte wird der Fortschritt, die neue Technik,

die Wissenschaft, die es dem Menschen ermöglicht hat, die Bausteine zu verändern, aus denen das ganze Universum letzten Endes besteht. Wir jubilieren, anstatt darüber zu erschrecken, dass wir uns jenseits einer Grenze wiederfinden, die wir nie hätten überschreiten dürfen. Verschliessen wir einmal unsere Ohren den zahlreichen Stimmen der wirtschaftlich Interessierten, deren investierte Milliarden nun schliesslich rentieren müssen, und hören wir, was namhafte Fachgelehrte, deren Gewissen hellwach ist, uns zu sagen haben:

Beim Kernspaltungsprozess wird durch die Absorption der Neutronen eine Bresche in die Materie geschlagen, gleich einer Wunde, die sich nie mehr schliesst. Aus ihr entweicht der Tod, die künstliche Radioaktivität, die sich in den wichtigsten Punkten von der natürlichen Radioaktivität der Erde unterscheidet. Die Wissenschaft kennt kein Mittel, die von ihr hervorbrachte Strahlung auszuschalten. Das in einem Atomkraftwerk entzündete Feuer brennt weiter, jahrtausendlang. Dazu kommt, dass A-Werke nur ein Glied in der verhängnisvollen Kette des Brennstoffkreislaufes sind, die von der Uranmine bis zur ungelösten Endlagerung reicht. Eines der Kettenglieder, die Aufbereitungsanlage, gleicht einem undichten A-Werk, das eine stetige globale Verseuchung mit Radioaktivität bewirkt.

Die Strahlenforschung ist längst nicht abgeschlossen. Das Strahlenschutzgesetz basiert auf der Annahme, dass eine hohe Dosis eine grosse Schädigung verursacht. Entsprechend dieser Annahme wurde 1972 von der Ame-

rikanischen Akademie der Wissenschaften die auch heute noch für die Weltbevölkerung zugelassene Strahlenmenge festgesetzt. Die neuere Forschung hat nun ergeben, dass bei der gedehnten Strahlung, im Gegensatz zur kurzen, eine 5000mal kleinere Dosis genügt, um Zellmembranen zu zerstören. In der Akademie der Wissenschaften zerstreitet man sich permanent, und es ist geradezu makaber, wie verantwortungsvolle Wissenschaftler mit

Hunderttausenden von zusätzlichen Krebstoten kaltblütig jonglieren, um verschiedene Berechnungsarten zu illustrieren, die stets unterschiedliche Resultate ergeben. Einen Strahlenschutz, damit müssen wir uns abfinden, gibt es nicht.

Und nun mag sich freuen, wer kann. Und unseren Fortschritt preisen, wer dies vermag. Und die Gefahren verniedlichen, wer es verantwortet. *Noch* geht es uns ja gut. *Gritli*



HANSPETER WYSS

Wie peinlich!

Für mich ist das Thema nicht weltbewegend. Man hat sich wohl oder übel daran gewöhnt. Man schaut diskret weg oder scharf hin, je nach Geschlecht und Temperament.

Als die ersten es wagten, war der Badmeister richtig stolz. Er teilte es mit, hinter vorgehaltener Hand: wir haben jetzt auch!

Man behauptet, es sei gesund. Aber es gibt viel Ungesundes, das man tut, und viel Gesundes, das man unterlässt. Dass es gesund sei, ist kein Argument.

Ich zog wie immer meine Län-

gen im Schwimmbassin. Hin und her.

Auffällig viele Leute sassen am Rande des Schwimmbeckens. Alles schien sich aus der Brathähnchenstellung aufgerappelt zu haben. Komisch, die vielen Männer! Ganze Vereine! Alle schauten in die gleiche Richtung.

Jetzt entdeckte ich sie. Mir ging ein Licht auf. Sass doch da tatsächlich eine Obenohne am Bassinrand! Und die Männer hingen wie Trauben in der Nähe. Wenigstens sah sie tadellos aus. Es gibt manche Frau, die mit ihrem unästhetischen Aussehen unser Ansehen untergräbt!

Was mag sie gedacht und gefühlt haben, die Obenohne? Hielt

sie sich für besonders mutig oder für ausgesprochen befreit? War es eine Emanze, die durch ihr Tun für das schwache Geschlecht auf die Barrikaden steigen wollte? Genoss sie das Hochgefühl, alle Männerblicke auf sich zu ziehen? Wollte sie einstehen für «gleiche Rechte für Mann und Frau»? Eines ist sicher: geschämt hat sie sich nicht, jedenfalls sah man es ihr nicht an. Geschämt habe ich mich, nicht nur für die Frau, auch für die zahlreichen Vertreter der Herren der Schöpfung.

Ist es übrigens nicht so, dass die Frauen selbst bestimmen, wie sie von den Männern behandelt werden?

Dina

Gasthof zum Gustav

«Gasthof zum Gustav» hiess unser Haus, als die Kinder noch daheim wohnten. Sie brachten nämlich alle ihre Freunde mit, manchmal zum Essen, oft auch zum Schlafen. Kartengrüsse aus dem In- und Ausland erreichten uns unter dieser Adresse. – Eine vernünftige Sache.

Vor wenigen Wochen rief mich meine Tochter an und fragte mich, ob sie mir einen Burschen für etwa eine Woche zur Erholung schicken dürfe, er habe Ruhe dringend nötig. Nachdem sie mir einiges über den jungen

Mann erzählt hatte, sagte ich, leicht zögernd, ja. Mein Mann, der gerade Ferien hatte, stimmte zu.

Unsere Tochter brachte also den jungen Gast, der uns bleich und mager schien. Weil das Wetter grossartig war, machten wir wunderschöne Wanderungen zu dritt, gondelten auf unseren Seen herum und genossen den Garten. Unser Gast war äusserst angenehm und passte sich uns vollkommen an. Er wusch, ohne dass ich ihn darum bat, das Geschirr ab, die Küche glänzte wie nach dem Frühlingsputz. Sein Zimmer war jeden Tag aufgeräumt. Auch den Rasen mähte der Gast tadellos – und, wie mir schien, mit Freuden. Wir verlebten eine schöne und befriedigende Zeit zusammen.

Im Laufe dieser Ferientage erzählte uns «Hans», so will ich ihn nennen, von seinem Leben. Seine Eltern waren mehrere Male geschieden und wieder verheiratet. Er war einmal bei der Mutter, einmal beim Vater gewesen, dann eine Zeitlang bei Pflegeeltern, dann in einem Kinderheim. Dort hat er, wie mir schien, nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich die nötige Pflege und Liebe bekommen. Aber in einem Kinderheim kann man nicht immer bleiben, und so kam der Zeitpunkt, wo er gehen musste. Zuwenig gefestigt war er, zuwenig Bezugspersonen waren da. So kam der eigentlich gutmütige, liebebedürftige, aber labile Hans fast zwangsläufig ins sogenannte Milieu und geriet später mit dem Gesetz in Konflikt.

Mein Mann und ich waren traurig, ja erschüttert, als wir diese Geschichte hörten.

Unsere Tochter konnte bewirken, dass Hans eine mehrjährige Gefängnisstrafe in einer Heilstätte verbringen darf, wo er seine Probleme abbauen und eine von ihm gewünschte Lehre absolvieren kann.

Nun, es fehlten noch zwei Tage – dann sollte unser Gast seine gewiss berechnete Strafe in einer Heilstätte antreten. Er freute sich, dass ihm diese Chance geboten wurde, und war voll guten Willens.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Die Bürokratie kam Hans in die Quere. Ein Telefonanruf kam, Hans müsse punkt ... Uhr im Gefängnis X erscheinen und dort einige Tage verbringen. Uns wurde bange: Wurden da nicht wieder viele Hoffnungen zerschlagen? Musste das wirklich noch sein? Wir redeten dem völlig geknickten Hans gut zu. Er schrieb mir ins Gästebuch folgenden Spruch: «Hoffe nie ohne Zweifel, zweifle nie ohne Hoffnung.» Auch nach vielen Jahren

werde ich diese Zeilen nicht ohne innere Bewegung lesen.

Hans hat uns verlassen. Unsere Wünsche begleiten ihn, dass er in den kommenden Jahren die Menschen kennenlernen darf, die ihm weiterhelfen wollen, die nicht den Versager, sondern den fast verlorenen jungen Mann sehen, aus dem bestimmt noch etwas Rechtes werden kann. Fridy

Ferien im Berghotel

Einmal verwöhnt werden, sich einmal um nichts kümmern müssen, einmal Gast spielen dürfen! Zu jeder Mahlzeit eine frische Serviette, jeden Tag ein frisch überzogenes Bett, drei frische Toilettentücher, herrlich, ich schwelge, verschwende, verbrauche. (Wechsle dann zu Hause wieder, «wenn's nötig ist», wie Mutter zu sagen pflegte.)

Das Hotel muss um die Jahrhundertwende ein Luxus-Sanatorium gewesen sein. (Heute arrangiert man sich mit günstigen Wochenpauschalen, um zu überleben.) Mein Zimmer ist gross wie ein Saal, die Terrasse davor mit dem Gesundheitsliegestuhl von anno dazumal nochmal so gross. Auch das im Prospekt verheissene WC habe ich nach langem Suchen gefunden. Wo? In

der Zwischenwand der Doppeltüre, nachträglich hineingezwängt, ganze 50 cm breit die Türe, jedoch: ein WC.

Die farbigen Glastüren im Speisesaal sind mit kunstvollen Jugendstilornamenten ausgestattet. Damals nahm man sich noch Zeit zu so etwas. Die Wände bedeckt ein riesiges Oelgemälde: Schwanenseemotiv. Die Kulisse ist perfekt. Ich spiele mit, schreite nachlässig hoheitsvoll zu meinem Tisch, gleich zwei Kellner hinter mir. Man rückt mir den Stuhl zu recht. Der Chef de Service, die Vornehmheit in Person, fragt mich, ob Madame gut geschlafen habe. Ja, danke, sage ich, und Sie? Somit bin ich gleich aus der Rolle gefallen. Er macht einen halben Schritt zurück, legt die Hand auf die Brust und verneigt sich wortlos. Er ist Chef de Service und hat, wenn überhaupt, weder gut noch schlecht geschlafen zu haben.

Ausser schlafen, essen und stundenlang in den Tannenwäldern spazieren tue ich praktisch nichts, geniesse die Luft, unverbrauchte, herbe, würzige Luft – das Ferienerlebnis schlechthin. Auf der Alp begegne ich drei Diakonissinnen, die, sich unbeobachtet glaubend, ihre schwarzen Strümpfe bis auf die Wanderschuhe hinuntergerollt haben und

mit nackten dünnen Waden daherschreiten. Ich kann nicht anders, muss mich nach ihnen umdrehen, sehe, wie der Wind ihre Röcke bauscht und um ihre schneeweissen Beine weht. Sie schwatzen und lachen animiert. Mich freut's. Jeder emanzipiere sich, wo und wie er kann.

Tage später fragt mich der Kellner beim Frühstück, ob es wieder Kaffee sein dürfe. Es darf.

Am Nebentisch sitzen die Diakonissinnen – mit bestrumpften Beinen. Niemand kennt das verwegene Geheimnis ausser mir. Ich sehe, wie sie genüsslich Butter, Honig und Konfitüre auf die frischen Gipfel türmen. Beim Kauen schliessen sie die Augen. Ich will es ihnen gleichtun.

Warum nicht einmal nur an sich selbst denken, nur sich selbst verwöhnen, sich selbst alles zuliebe tun? Es wird sich lohnen, bei ihnen und bei mir. Jene werden früh genug wieder im Einsatz stehen, von Bett zu Bett eilen müssen, um ihren Liebesdienst am Nächsten zu versehen. Sie werden in Erinnerungsgedanken wohl ab und zu vor sich hin lächeln, an ihre nackten Waden im Wind denken und an das üppige, in vollen Zügen genossene Frühstück. Bei diesen Diakonissinnen möchte ich auch Patient sein! Suzanne Geiger

Echo aus dem Leserkreis

Treu und Glauben
(Echo Nebenspalter Nr. 32)

Lieber Fritz

Wenn die Hypothekarzinserrhöhung als Ursache eines Mietzinsaufschlags angegeben wird, dann muss sich dessen Höhe nach der hypothekarischen Zinsbelastung richten. Diese wiederum hängt von der Höhe der Hypothek ab, die je nach Eigenkapital von unterschiedlicher Höhe ist, jedoch nie 100 Prozent des Anlagewertes beträgt.

Beispiel: Die Liegenschaft im Anlagewert von 600 000 Fr. ist mit einer Hypothek von 400 000 Fr. belastet. 1 Prozent Hypothekarzinserrhöhung = 4000 Fr. Bei Mietzeinnahmen von 40 000 Fr. ergibt das, damit der Hauseigentümer seinen Ausgleich hat, einen Aufschlag von 10 Prozent. Alles andere ist falsch und wird es immer sein.

In meinem Artikel war die Rede von einem Mietzinsaufschlag mit der Begründung der Hypothekarzinserrhöhung. In Ihrem Leserbrief kommt jedoch klar zum Ausdruck, dass der Vermieter mit dem Mietzinsaufschlag auch die Rendite erhöhen will. Natürlich ist kein Hauseigentümer verpflichtet, dem Mieter die hypothekarische Belastung seiner Liegenschaft bekanntzugeben. Deshalb ist der Mietzinsaufschlag mit der erwähnten Begründung für den Vermieter eine Sache der Ehrlichkeit und des Anstandes, für den Mieter hingegen eine Sache aus Treu und Glauben.

Die Bank ist ein Geldvermittlungsinstitut (oder sollte es sein).

Sobald sie als Liegenschaftseigentümerin auftritt, schafft sie automatisch eine Interessensumulation.

Die «goldenen Vermieter» mögen sich bitte selbst melden – unter Angabe und Begründung von Mietzinserrhöhung und -senkung in Prozenten. Gritli

Obszön (Nebenspalter Nr. 32)

Liebe Isabella

Da wandern also zwei Lehrerinnen im Bikini mit ihrer Klasse über die Berge, und schon werden sie zu «Damen» gestempelt. Wie wollen Sie wissen, dass die Bergler das «Erscheinungsbild der beiden Frauen» als eine Beleidigung empfunden haben? Vielleicht haben sie sich ob des Anblicks der beiden natürlichen, nicht verklemmten Frauen sogar gefreut.

Wie kommen Sie dazu, diese Lehrerinnen in Verbindung mit den «Offiziersschüssen» zu bringen? Macht es einen Unterschied, ob auf Bilder von nackten Frauen oder von Männergesichtern geschossen wird? Für mich ist beides obszön. Und da Sie schon beim Respekt sind: Ich kenne Dutzende von Frauen, die ich mehr respektieren würde, wenn sie nackt dastünden, als andere in bester Garderobe.

Mit freundlichen Grüssen

Werner Morger



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein OVA-Produkt



Hotel Brensino
Brissago Tel. 093/65 14 21

Ihr Ferienparadies:
Park, Liegewiese,
Terrasse über dem See,
Sauna, Fitness, Kegelbahn.
(März bis November)